



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Bremer
Sonntagsblatt.

Zehnter Jahrgang.

1862.

Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Friedrich Pleker.

Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1862.

Sonntagsblatt.

3ehuter Jahrgang.

Nr 19.

Bremen, 11. Mai.

1862.

Inhalts-Anzeige.

Reinhold Lenz. Von J. W. Schaefer.
Hilfsheimers Geschichten und Sagen. Von Karl Seifert.
Der hundertjährige Geburtstag Richter's.
Literatur und Kunst.

* Reinhold Lenz.

Von J. W. Schaefer.

Wir begegnen in der Geschichte der Kunst und Literatur häufig jenen problematischen, halbentwickelten Talenten, die durch geniale Anlagen, durch die stets erneuten Versuche, das ihnen vorschwebende Ideal in entsprechenden Formen zur Darstellung zu bringen, uns mächtig anziehen, denen aber das Eine und Letzte aller künstlerischen Gestaltung unerreichbar bleibt, wodurch ihre Leistungen ein Anrecht erhielten, in die Reihe jener Kunstschöpfungen gestellt zu werden, welche für alle Zeiten Wirkung und Bedeutung haben. Es giebt viele geistvolle Versuche und Entwürfe, die, weil sie momentan die geistige Entwicklung unterstützten, zu eingehender Betrachtung zu reizen, Achtung und Theilnahme zu verdienen vermögen, ohne hinreichend zu sein, der Nachwelt zur Bewunderung und zum Studium zu dienen. Wenig mehr als ein historisches Interesse fähigen uns jetzt die Dichtungen der jungen Stürmer und Dränger ein, deren stolze Hoffnungen durch Goethe's Jugend sich schlingen. Ihre Namen erhält mehr der unvergängliche Reiz, mit welchem er die Schilderung seiner Jünglingsjahre ausgestattet, in lebendiger Erinnerung, als die Anziehungskraft ihrer dichterischen Werke, mochte gleich theilweise deren Erfolg im ersten Moment ihres Erscheinens sie in der Täuschung erhalten können, nicht kleiner zu sein, als der „Bruder auf dem Parnas.“ Wie es eine Zeit gab, in der man alles Ernstes Bürger für ein größeres Dichtertalent hielt, als seinen strengen Beurtheiler, der noch keinen Wallenstein verfaßt hatte, so gab es auch für Reinhold Lenz eine goldene Zeit der Bewunderung, wo selbst ein Klopstock eines seiner anonym erschienenen Dramen für ein Werk Goethe's halten konnte und der einsichtsvolle Schröder in Hamburg, der die Dramen Shakspeare's zuerst auf die deutsche Bühne brachte, sie vor allen andern als „theatralisch“ auszeichnete. Der Nation ist Lenz ziemlich fremd geblieben. Selbst nachdem durch die von Ludwig Tieck im Jahre 1828 veranstaltete Sammlung seiner Werke aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt war, blieb doch die eingehendere Beschäftigung mit ihnen auf die historische Literaturforschung beschränkt, und das Urtheil der Literatoren war eben so wenig, wie das von

Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausgesprochene, besonders geeignet, ihnen eine allgemeinere Theilnahme zuzuwenden.

Ein neuer Versuch, den unglücklichen Dichter in der Schätzung der jetzigen Zeit zu restituiren, nicht allein seinen Lebensschicksalen unser Mitgefühl, sondern auch seinen Dichtungen eine größere Anerkennung zu verschaffen, ist vor kurzem von D. F. Gruppe gemacht: Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Liedschen Ausgabe. (Berlin, A. Charisius, 1861). Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob nicht der Verfasser durch eine kürzere Fassung der Untersuchungen und durch planmäßigere Anordnung seinem Buche einen günstigeren Erfolg gesichert hätte. Die philologische Gründlichkeit, mit der die spärlichen Mittheilungen über Lenz zusammengestellt, im Einzelnen, nicht ohne manche Wiederholungen, abgewogen und durch Stellen und Auszüge aus seinen Werken beleuchtet werden, wird für Leser, die nicht mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt sind — und der Verfasser hat ein weit größeres Publikum im Auge — im Verlauf des Buches ermüdend sein. Das dramatische Interesse der Biographie hört schon mit dem Ende des achten Abschnitts auf; zwei Drittel des Buches enthalten die dazu gehörenden, überaus breit angelegten Excurse. Gleichwohl ist die aufrichtige Forschung nach Wahrheit unter allen Umständen etwas werth. Die biographischen Nachrichten über Lenz sind mit einer Vollständigkeit gegeben, wie wir sie noch nirgends zusammengestellt finden, und auch in den psychologischen Erörterungen, die sich vornehmlich an Lenz' Dichtungen anlehnen, folgen wir dem Verfasser gern, wenn auch mitunter die Vorliebe für den in den Vordergrund gezogenen Schöpfer das ruhige Urtheil über Andere beeinträchtigt hat.

Weniger vermag ich Herrn Gruppe in dem beizustimmen, wo sie sein ästhetisches Urtheil über Lenz als Dichter geleitet hat. Nach meiner Ansicht — und ich glaube, daß die meisten Beurtheiler auch nach dem Erscheinen von Gruppe's Schrift sie theilen werden, — hat Lenz auf die hohe Stellung, die ihm Herr Gruppe in unserer Literatur anweisen möchte, kein Anrecht. Wer wollte in seinen Dichtungen den mächtigen poetischen Drang eines begabten Jünglings verkennen? Allein die kühnen, überall hervorleuchtenden Blitze der Genialität gleichen doch nur einzelnen Streiflichtern, die mit der Sonnenklarheit des echten Künstlergeistes wenig gemein haben. Man sagt wohl von solchen früh zu Grunde gegangenen Talenten, sie seien in ihrer Entwicklung gehemmt, sowie Bürger von sich selbst urtheilt, seines Lebens Reime seien gestorben, werth eines besseren Lenzes. Allein so wenig Bürger in einer glücklicheren Lebenslage etwas Höheres erreicht hätte, als da er mit seiner Lenore sich die Herzen in ganz Deutschland eroberte, eben so wenig würde aus Lenz' dramatischen Jugend-

arbeiten eine Iphigenie, ein Wallenstein sich entwickelt haben; die Grenzen waren ihm früh genug gezogen. Hierüber will ich mit Herrn Gruppe nicht weiter rechten, im Gegentheil anerkennen, daß er in einzelnen Fällen oberflächlich absprechende Urtheile nach Gebühr zurückgewiesen und zu einer richtigeren Würdigung wesentlich beigetragen hat. Vorzugsweise halte ich mich an den biographischen Inhalt seines Werkes und hoffe es am besten zu empfehlen, wenn ich das Ergebnis seiner Untersuchung in kurzer Darstellung zusammenfasse.

Jacob Michael Reinhold Lenz war am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Plesland geboren, der zweite Sohn des dortigen Geistlichen. In Dorpat, wohin sein Vater einige Jahre später als Prediger der deutschen Gemeinde berufen war, besuchte er die lateinische Schule. Sein poetisches Talent, zuerst angeregt von Klopstock's Messias, dem trojanischen Roß der damaligen Dichtersliteratur, entwickelte sich frühzeitig. Ein uns erhaltenes Bruchstück eines religiösen Gedichtes in Hexametern, „Gedanken von dem Veröhnungstode Christi“, giebt uns Nachklänge jener Dichtung mit einer anerkennenswerthen Sprachgewandtheit. Durch Lessing erhielt Lenz die erste Richtung auf das Drama. Unter dem frischen Eindrucke der kurz zuvor bekannt gewordenen Minna von Barnhelm verfaßte er als sechszehnjähriger Jüngling bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier eines Barons Jaelsström das kleine Lustspiel „Der verwundete Bräutigam“ (erst 1845 bekannt geworden); es war ein Beweis von seiner Naturanlage für dramatische Poesie wie von dem Vertrauen, das man bereits in sein jugendliches Talent setzte, indem man ihm eine solche Arbeit übertrug.

Die Neigung zur Poesie begleitete ihn 1768 auf die Universität Königsberg, wo er sich theologischen Studien widmete. Das umfassende Gedicht „Die Landplagen“ in sechs Gesängen, womit er 1769 an die Oeffentlichkeit trat, hält sich in der bis dahin beliebten Bahn poetischer Beschreibung, welche von Klopstock, Kleist und Thomson Form und Farbe entlehnte. Die Beschäftigung mit Lessing's Laokoon und Herder's theoretischen Schriften mochte ihm bald diese Dichtgattung für immer verleiden. Schon hier ist der Einfluß der englischen Poesie bemerkenswerth. Eine Uebersetzung von Pope's Essay on criticism fällt noch in die Periode seiner akademischen Jahre. Das theologische Studium scheint dabei zu kurz gekommen zu sein, ward auch vor der Zeit abgebrochen, da Lenz im Jahre 1770 zwei Herren von Kleist, die in französische Kriegsdienste zu treten wünschten, als Hofmeister und Gesellschafter nach Straßburg begleitete. Der vielseitige Umgang, in welchem er hier lebte, die geistigen Anregungen, die er in den literarischen Kreisen der damals noch deutschen Universität erhielt, und die Muse, die ihm mehrere Jahre hindurch die freie Wahl seiner Beschäftigungen möglich machte, alles dies vereinigte sich aufs günstigste, um seiner poetischen Production förderlich zu sein. Diese richtete sich jetzt fast ausschließlich auf das Drama. Vor einer Hinneigung zu den beschränkten französischen Formen hatte die Bekanntschaft mit Lessing's Schriften ihn von vornherein bewahrt. Naturwahrheit, kühner Griff in wirkliche Lebensverhältnisse, freie Behandlung der äußern Form war sein Augenmerk; Plautus und Shakspeare, die er, ihrer Sprache mächtig, an der Quelle studiren konnte, wurden seine Vorbilder. Wieland's Uebersetzung, die den Shakspeare zuerst bei uns einführte, bot ihm keine Genüge mehr; er übertraf ihn in der Kunst, Shakspeare's humoristische Darstellung wiederzugeben, durch die für jene Zeit vorireffliche Uebertragung von Love's labour's lost.

Hieran arbeitete er gerade zu der Zeit, als Goethe mit ihm in nähere Bekanntschaft trat. Die Beschäftigung mit Shakspeare ward ein mächtiges Band der Freundschaft; hier konnte Goethe von Lenz lernen, wie er von Herder gelernt hatte. Doch auch

Lenz's angenehme Persönlichkeit gab der kurzen Zeit ihres Umgangs einen bedeutenderen Gehalt. „Klein, aber nett von Gestalt“ — so schildert ihn Goethe in Dichtung und Wahrheit —, „ein allerliebtestes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge [die Bezeichnung ist nicht außer Acht zu lassen] vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eines begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“

Goethe war nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt und arbeitete am Götz von Berlichingen. Lenz versuchte die Conflictte des modernen socialen Lebens zu schildern; er verfaßte den Hofmeister, ein „Lustspiel“ oder vielmehr bürgerliches Schauspiel, das erst nach dem Götz ans Licht trat, so daß seine Wirkung abgeschwächt war, gleichwohl noch effectvoll genug, um den jungen Dichter in die Reihe derjenigen zu stellen, welche allen herkömmlichen Formen den Krieg erklärten und vom Drama vor Allem „nackte Natur“ verlangten, die hier allerdings unverhüllt genug vor uns hintritt. Raslos fuhr er nach dem ersten glücklichen Wurf fort zu schaffen, so daß sich in wenig Jahre die bedeutendsten Erfolge seiner dramatischen Muse zusammendrängen, der neue Menoza, die Soldaten, die Freunde machen den Philosophen. Andere waren entworfen und nach Lenz' Angaben zu schließen theilweise schon 1776 vollendet. Daneben erschien 1774 seine Bearbeitung von fünf Stücken des Plautus, welche er modernen Verhältnissen anpaßte — wie schon Lessing in seinem Lustspiele „Der Schatz“ versucht hatte — und ausdrücklich „fürs deutsche Theater“ bestimmte; Goethe, dem man einigen Antheil an der Bearbeitung zuschreibt, beförderte sie zum Druck^{*)}.

Zu gleicher Zeit war Lenz ein eifriges Mitglied der unter Salzmann's Leitung 1775 gestifteten literarischen Gesellschaft, zu deren Secretär er gewählt wurde. Die Gegenstände seiner Vorträge, deren Titel uns aus den in Straßburg aufbewahrten Protokollen mitgetheilt sind, deuten auf vielseitige literarische Interessen. Aus dem, was wir von seinen „Briefen über Werthers Moralität“ erfahren, müssen wir auf seine offenerzige Zustimmung zu dem Urtheil der Verehrer seines vom Ruhme schneller emporgetragenen Freundes schließen, welcher, durch spätere Vorfälle gegen Lenz eingenommen, mit Unrecht die Beschuldigung ausgesprochen hat, Lenz habe ihm in der Meinung des Publikums zu schaden gesucht. Wenn er dahin auch den Umstand zählt, daß Lenz die gegen Wieland gerichtete geniale Satire „Götter, Helden und Wieland“ habe drucken lassen, so wissen wir, daß Goethe dieser Druck keineswegs unerwartet und so ganz ungelegen kam, wenn er gleich ein Jahr später, als er mit dem weimarischen Hofe in Berührung trat, ihn hinwegwünschte, ferner daß Lenz zu gleicher Zeit nahe daran war, das Nämliche zu wagen und mit demselben scharfen Urtheil gegen Wieland's Poesie an die Oeffentlichkeit zu treten. Sein satirisches Drama „Die Wolken“, namentlich gegen Wieland

^{*)} Sie enthalten fünf Plautinische Stücke: Das Väterchen (Asinaria); die Aussteuer (Aulularia); die Entführungen (Miles gloriosus); die Puhlschwester (Truculentus); die Türkenflavin (Curculio). Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Leser des Sonntagsblattes auf die vor kurzem im Verlage der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienene Uebersetzung der vier anziehendsten Lustspiele des Plautus (Trinummus, der Bramarbas, die Gefangenen, das Schiffstau), aufmerksam zu machen, durch die W. A. B. Herzberg aufs neue einen Beweis von seiner formgewandten und geistvollen Uebersetzungskunst gegeben hat. Die deutsche Bearbeitung ist so treu, selbst in Beobachtung der metrischen Formen des Originals, als es die Eigenthümlichkeit unserer Sprache nur irgend gestattet, und in jeder Hinsicht den besten Uebersetzungen antiker Dramen ebenbürtig.

gerichtet, wurde jedoch von ihm noch kurz vor dem Drucke wegen seiner Pläne auf Weimar zurückgezogen. Es ist entweder verloren gegangen oder, wie Gruppe vermuthet, eins mit der Humoreske *Pandaemonium germanicum*, das erst 1819 nach dem Originalmanuscripte abgedruckt worden ist.

In eben jenen Jahren des dramatischen Schaffens entfaltete sich für Lenz ein bewegtes Gemüthsleben, das für den Augenblick seiner Dichterkraft neue Schwingen verlieh, aber bald mehr zersärend als heilend und belebend wirkte. Eine leicht entzündliche Dichterseele, wie die seinige, welche, unbeforgt um die Zukunft, sich ganz den Träumen der Phantasie hingab, zumal in einer Zeit, wo die Werther-Schwärmereien als ein idealisches Dasein galten, konnte dem Reiz weiblicher Anmuth nicht gefahrlos nahen; seine Dichtungen lassen auch auf die Macht sinnlicher Erregbarkeit schließen, die zu der sittlichen Haltung, die Gruppe seinem Helden zuschreiben möchte, gar wenig paßt. Goethe besaß die Energie, sich aus den stürmischen Fluthen der Leidenschaft zu retten, und, wenn die Wogen sich gelegt, der poetischen Perlen sich zu erfreuen, die sie ans Ufer geworfen hatten. Lenz hatte den Stürmen, die sein Jugendleben bewegten, nicht eine gleiche Kraft entgegenzusetzen.

Das Vorspiel beginnt, so viel uns bekannt ist, — ähnliche Liebeständeleien mochten schon vorausgegangen sein — in Seseenheim, wo jeder Leser von Goethe's Dichtung und Wahrheit durch den Zauber seines jugendlichen Liebesidylls heimisch geworden ist. Daß Lenz sein Nebenbuhler und Nachfolger in Friederikens Liebe geworden ist, hat Goethe dort absichtlich verschwiegen, um den dichterischen Eindruck nicht zu beeinträchtigen, obwohl wir anderweitig erfahren, daß Goethe, selbst aus Friederikens eigenem Munde, von Lenzens Liebeswerbung wußte.

Es war ein Jahr nach Goethe's Abreise von Straßburg, als Lenz, während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Fort Louis, in dem Pfarrhause des nahegelegenen Seseenheim zu häufigen Besuchen sich einfand. Als ein junger Mann von gewinnender Persönlichkeit, dazu Candidat der Theologie, hatte er es leicht, sich das Vertrauen des alten Pfarrers zu erwerben, dessen Amt er mehrmals auf der Kanzel versah. Seine Bewerbung um Friederike konnte von den Eltern nur mit günstigen Augen angesehen werden. Eine aufrichtige Herzensneigung scheint es mir (Herr Gruppe ist anderer Ansicht) weder von seiner noch von Friederikens Seite zu sein. Für ihn war es, trotz seiner im schwärmerischen Modestil geschriebenen Briefe an Salzmann, doch nur ein eitles Spiel zu vorübergehender Unterhaltung eines flatterhaften Dichtergenies; er dachte nicht an eheliche Verbindung, noch an ein Pfarramt, das ihm zuwider war. Wenn Friederike den Wünschen der Eltern und seiner, wie es anfangs scheinen mußte, treugemeinten Bewerbung so weit nachgab, daß Lenz sich selbstgefällig eines *Veni, vidi, vici!* rühmen konnte, so war es nicht Leichtfinn, noch war darum Goethe's Bild so schnell in ihrem Herzen erloschen, sondern wir gedenken entschuldigend der eigenen Worte Goethe's im Götz: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.“ Die Eltern scheinen bald selbst eingesehen zu haben, daß der unruhige Lenz kein Vertrauen verdiene; denn nach seiner Rückkehr nach Straßburg ist der Verkehr mit ihm völlig abgebrochen. Daher können Friederikens Worte an Goethe, daß Lenz sich um sie erworben habe, aber abgewiesen worden sei, der Hauptsache nach mit der Wahrheit recht gut bestehen.

In Straßburg fand Lenz ein anderes weibliches Ideal, das ihn mit der glühendsten Leidenschaft erfüllte. Während uns kein einziges Lied von seiner Liebe zu Friederike Kunde giebt — kaum möchten wir, wie Gruppe thut, uns rasch zu der Vermuthung

entschließen, diese Gedichte seien von ihm absichtlich vernichtet worden — so macht ihn nunmehr die Liebe zum Lyriker. Der Gegenstand dieser Leidenschaft, die für sein Leben verhängnißvoll werden sollte, ist *Abelaide Baronin von Waldner*, deren Bekanntschaft er gegen das Jahr 1774 machte. Ihr sind die besseeltesten Löhne seiner lyrischen Poesie gewidmet, so daß Gruppe, der in allen Theilen seiner Biographie der Bewunderung für seinen Schüßling Ausdruck giebt, bei diesen erotischen Poesieen zu dem extravaganten Ausspruch greift, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben. Zu einem solchen Range berechtigten nach meinem Dafürhalten die Gedichte auf *Abelaide* keineswegs, und ich glaube doch nicht zu den „fühllosen“ Kritikern zu gehören, gegen die der Verfasser wiederholt seine Entrüstung ausdrückt. Einzelne Stellen treten mit ergreifender Gewalt hervor, aber dann zerfließt die Empfindung wieder im Verlauf des Gedichts. Das treffliche Lied „Mit schönen Steinen ausgeschmückt“ (Gruppe, S. 91) hat doch seinen Werth durch die beiden Anfangstropfen; die folgenden sind nur ein schwächerer Nachhall des in ergreifenden Löhnen angeschlagenen Accords.

Das pathologische Interesse, mit dem uns das Werden und Aufblühen dieser Liebesleidenschaft erfüllt, steigert sich, wenn wir gegen den Frühling 1776 den jungen Dichter von Straßburg nach Weimar begleiten. Hier war inzwischen Goethe als Freund und Rathgeber eines Fürsten zu Einfluß und Ansehen gelangt, Fräulein von Waldner lebte als Hofdame in der Nähe der Herzogin Luise. Mit was für Zukunftsträumen mochte er sich auf den Weg machen! Aber er langte an „die Todeswunde tief in der Brust“ — denn unterwegs hatte er erfahren, daß *Abelaide* verlobt sei, und so erklären sich die melancholischen Worte, womit er Goethe von seiner Ankunft in Weimar in Kenntniß setzte: „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“

Die freundliche Aufnahme, die er in der weimarischen Gesellschaft fand, that ihm wohl; er war in mannigfachem Verkehr mit der herzoglichen Familie und den literarischen Notabilitäten; selbst mit Wieland, dem sonst gehaßten und verfolgten, stand er im besten Einvernehmen. An Lavater, der damals der Vertraute seines Herzens war, schreibt er einige Wochen nach seiner Ankunft in seiner gewöhnlichen überschwänglichen Weise: „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin.“ Gleichwohl hatte Lenz, der nur gewohnt war, sich bequem gehen zu lassen, sich nicht jene besonnene Haltung zu eigen gemacht, welche erforderlich war, um auf dem glatten Boden fürstlicher Salons nicht zu straucheln, und die leidenschaftliche Erregtheit, in die er durch die Nähe der im Kreise des Hofes lebenden Geliebten gerieth, erhöhte die Gefahr für ihn. Sein Erscheinen in einer Dominomask auf einem Hofball, zu dem er nicht geladen war, gab nach Goethe's Ausdruck „ein Lachfieber“; Böttiger und Falk haben den Vorfall so erzählt, wie ihn die Klatschkluft boshaft vergrößert hatte. Wieland schreibt am 13. Mai: „Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden anderen als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren; aber das sicht ihn nicht an, er geht seinen Weg fort.“ Man sah über Manches hinweg und behielt ihn lieb. Auch Goethe bestätigt es, indem er im Juli an Merck schreibt: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserem Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann.“

Damals weilte Lenz längere Zeit in Berka, nicht, wie Goethe

meinte, in einer glücklichen Stimmung, sondern in der Einsamkeit versank er tiefer in sich selbst. Zu viel hatte in kurzer Zeit auf ihn eingestürmt; auch das kam noch hinzu, daß er mit Vater und Bruder zerfallen war. Sein Gemüth hatte gelitten, der Geist konnte, obwohl er sich noch vielfach in poetischen Productionen versuchte, das Seelenleid nicht mehr bewältigen. Als er gegen den Herbst nach Weimar zurückkehrte, war er ein Anderer geworden, „ein krankes Kind“, wie Goethe an Merck schreibt; „wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug, was er will.“

Das Spielen hatte indeß bald ernstlichere Vorfälle zur Folge. Gruppe hat über „die Katastrophe zu Weimar“ alle Briefstellen und auch die leisesten Hindeutungen in Lenz' Dichtungen, die darauf Bezug haben können, zu einem weitläufigen Zeugenverhör zusammengebracht, als gälte es eine Wallenstein'sche Haupt- und Staatsaction, „die eine Welt im Sturze nach sich reiht.“ Trotzdem gewinnen wir nur ganz winzige Resultate. Lenz, dem man bisher Vieles verziehen hatte, verletzte mehr und mehr die Grenzen conventioneller Gesellschafts- und Sitte, die selbst unter dem genialen Treiben des Weimarer Hofes ihr Ansehen nicht ganz verloren hatte. Seine Leidenschaft für Adelaide mußte hier Alles verderben; er hielt ihre Verlobung für eine nur der Convention angehörige, und war in dem festen Glauben, daß ihm eigentlich dies Herz gehöre, ganz der Standpunct Werther's. Nun erfolgten Zurechtweisungen ernster Art, und wohl auch aus Goethe's Munde. Dadurch wurde sein Ehrgefühl erregt; er meinte denn doch nicht mehr die gute Sitte zu verletzen als die ihn zur Rede stellten, und vergaß nur, daß er weder der Herzog noch Goethe war, denen er sich im Dichterselbstgefühl an die Seite setzte. Er ließ seiner Zunge freien Lauf und scheint namentlich Goethe beleidigt zu haben, indem er sich über dessen Verhältniß zu Frau von Stein ausließ. Wieland, der ihn sonst harmlos genannt hatte, hält jetzt die Bezeichnung von boshaft und impertinent nicht zurück; kurz er hatte Viele in der Gesellschaft des Hofes gegen sich aufgebracht. Der entscheidende Auftritt erfolgte am 29. November, wo er wahrscheinlich vor den Augen mehrerer Personen des Hofes seine Geliebte mit einer anstößigen Zudringlichkeit überrascht und dadurch die sittenstrenge Herzogin persönlich beleidigt hatte.

Lenz erhielt herzoglichen Befehl, Weimar auf der Stelle zu verlassen; ein Tag Aufschub, um den er durch Herder bitten ließ, wurde ihm stillschweigend gewährt. Der Vorfall war der Art, daß die sonst so schwaghafte weimarische Gesellschaft in den uns bekannt gewordenen Briefschaften wie auf ein gegebenes Wort über das Einzelne ein völliges Stillschweigen beobachtet hat; selbst von einem in Herder's Nachlaß befindlichen Briefe Lenzens, worin sich dieser gegen Herder zu rechtfertigen sucht, ist das Blatt, worin die näheren Umstände zu lesen sein würden, abgerissen und vernichtet. Goethe schreibt an Frau von Stein die kurzen Worte: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise zugesandt, übergeben Sie ihn, liebe Frau. Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten, daß ich erst da dran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was aushalten kann.“ Goethe war bei diesen Vorgängen schwer beleidigt, aber zu der Vermuthung, daß gerade er seine Wegweisung betrieben habe, ist auch nicht der leiseste Grund. Mich dünkt, Goethe ist in seinem ganzen Verhalten gegen Lenz nicht der geringste Vorwurf zu machen, und von Neid und Eifersucht in der Liebe und im Ruhm kann keine Rede sein. Ob jene Vorgänge in der weimarischen Hofsphäre auf Goethe's Tasso influirt haben, wie Gruppe annimmt, muß dahingestellt bleiben. Die Grundzüge zu der Darstellung eines leidenden, mit der Welt zerfallenen Dichtergemüths fand Goethe in seinen Jugenderlebnissen so vielfach vor

und waren schon in Tasso's Lebensereignissen so deutlich vorgezeichnet, daß nicht grade Lenz, dem zum Tasso doch allzuviel fehlte, zu diesem Bilde gefesselt zu haben braucht.

Von der Abreise aus Weimar hatte Lenz nicht mehr weit bis zum Wahnsinn. Zunächst arbeitete er noch rastlos fort. Vieles von ihm wurde in den nächsten Jahren zum Druck befördert, so daß er nicht Mangel kann gelitten haben. Den Winter verlebte er in Emmendingen bei Schloffer, Goethe's Schwager, oder in dessen Nähe. Das ruhige klare Gemüth seiner Gattin übte auf Lenz eine heilende Wirkung; er selbst hat es dankbar bekannt:

Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.

Im nächsten Frühling (1777) ging er wieder auf Reisen, hielt sich an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz auf, verweilte lange bei Lavater, dessen milder Zuspruch ihm besonders jetzt erquickend sein mußte, und machte die Bekanntschaft mit vielen in der Literatur hervorragenden Männern, an denen die Schweiz damals reich war. Die Wirkung war anders, als man hätte erwarten mögen. Verstärkten Geistes kam er im folgenden Winter in die oberen Rheingegenden zurück. Im Hause des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal hatte er Anfälle von Wahnsinn; nur mit Mühe hielt man ihn vom Selbstmorde zurück. Dazwischen hatte er wieder Perioden, wo sein Geist klar und heiter war, so daß er mehrmals den Pfarrer, in dessen Pflege er war, auf der Kanzel vertrat. Bei dem Besuche in Schloffer's Hause zu Emmendingen, wo er Cornelia nicht mehr fand, brach die Krankheit des Gemüths aufs neue hervor und steigerte sich bis zur Tobsucht, so daß man ihm Ketten anlegen mußte! Einigermaßen geheilt, wurde er von Schloffer in dem Hause eines Schuhmachers untergebracht. Er war jetzt mit seinem Loos und seiner Umgebung so zufrieden, betrieb sein Handwerk mit solcher Lust, als wäre jede Erinnerung an all seine Zukunftssträume, an Dichterglorie und Frauenhuld, an Hoffale und Fürstenumgang auf immer verbannt. Hier wie demnächst durch einen Landaufenthalt zu Byszowl war er so weit wieder hergestellt, daß er im Sommer 1779 in Begleitung seines Bruders in die Heimat zurückkehren konnte. Aber der Geist war für immer gebrochen, und von jenem Lenz, auf dem die Hoffnungen Deutschlands geruht hatten, war wenig mehr übrig geblieben.

Lenz lebte anfangs zu Riga, wohin sein Vater als General-superintendent berufen war. Er bemühte sich um ein Lehramt, aber vergebens. Eine Sammlung seiner Werke, für die er seine weimarischen Gönner, mit denen er wieder in Correspondenz trat, zu interessiren suchte, — auch der Herzog hatte seine Hand nicht ganz von ihm gezogen — kam nicht zu Stande, wie es scheint, in Folge seiner Unentschlossenheit. Einige Jahre darauf begab er sich nach Petersburg, und da hier sich keine besseren Aussichten für ihn eröffnen wollten, nach Moskau. Einiges erwarb er sich durch mechanisches Uebersetzen; doch konnte der Erwerb nicht hinreichen, ihn vor Dürftigkeit zu schützen. Größere Dichtungen brachte er nicht mehr zu Stande, und selbst die kleineren sind matt und unklar. Gleichwohl verlor er nicht das Gefühl seines Werthes, das durch unzählige Demüthigungen nur noch mehr zum Troß gesteigert ward. Obschon er von Unterstützungen, beinahe von Almosen lebte, so war er doch beleidigt, wenn man ihm unaufgefordert Gaben anbot. Der Tod machte am 24. Mai 1792 seinem traurigen Dasein ein Ende. Ein russischer Edelmann, in dessen Hause er lange Zeit gelebt hatte, sorgte für sein Begräbniß.

Das ist der tragische Verlauf eines Dichterlebens, von dem Gruppe nicht mit Unrecht sagt, daß es „das vollständige Romaninteresse“ besitze. Es ist kaum zu zweifeln, daß uns bald ein

Roman in üblicher Ausführlichkeit ein um Reinhold Venz gruppirtes farbenreiches Zeit- und Charaktergemälde vorführen wird. Hier sind die vielfachen Räthsel in Venzens Leben, bei denen die Geschichte der Literatur sich mit Vermuthungen begnügen muß, bequemer und leichter zu deuten und zu lösen.

* Sagen und alte Geschichten aus Stadt und Stift Hildesheim.

Von Karl Seifart.

1.

Wenn auch das uralte, einst von Mund zu Mund gehende Dichten und Denken unsers Volkes, welches sich in den Mythen, Sagen und abergläubischen Vorstellungen ausdrückte, in unserer von moderner Bildung und Kultur durchdrungenen Zeit immer mehr und mehr schwindet, und Sinn und Mund des Volkes mehr und mehr den ursprünglichen Anschauungen, welche ihm aus einem traunteren, innigeren Zusammenleben mit Wald und Feld, mit Wiese und Quell erwachsen waren, entfremdet wird, so hört der Sammler doch noch ab und an einen nachsummanden, verhallenden Klang aus alter Zeit. Auffallend ist es jedoch, wie selbst manche Sage, welche an bestimmten Derlichkeiten, Häusern, Bäumen, Steinen, Kreuzen, Figuren haftet, sich so sehr aus dem Gedächtniß verlor, daß sie auch dem eifrigen Sammler Jahre lang entgehen konnte. — So verhält sich's mit einer Sage, welche an dem Torso einer altergrauen Steinfigur haftet, die auf einem vorspringenden Balken an der Nordseite des Hildesheimer Rathhauses dicht am Fenster des SitzungsSaals angebracht ist. So viel sich noch aus der verstümmelten Figur erkennen läßt, hat dieselbe einen Bären oder auch eines jener phantastischen Ungeheuer dargestellt, die man als Wasserspeier oder als symbolische Figuren bei gothischen Bauten anbrachte. Die Volkssage behauptet nun, daß unser Torso am Rathhause das Bild des Teufels dargestellt habe, und erzählt, wie folgt:

Vor grauen Jahren stand im SitzungsSaal vor dem versammelten Rath ein Mensch, der eine Bürgerstochter verführt hatte und das abläugnete. Als ihm nun der Eid zugeschoben wurde, vermaß sich der Gottvergessene so weit, daß er an seine Brust schlug und rief: „Ja, wenn ich gethan habe, weissen ihr mich zeiget, so soll mich hier auf der Stelle der Teufel holen!“ Kaum war das gottlose Wort über die Lippen gegangen, als mit Donnerkrachen das Fenster zusammenbrach und der leibhaftige Teufel den Meineidigen vor den Augen der entsetzten Rathsherren beim Kragen nahm und mit ihm davonfuhr. Da beschloß der Rath zum ewigen Gedenken der Sache und zur Warnung für alle Schwörenden, jenes Teufelsbild am Fenster anbringen zu lassen. Dasselbe war ehemals viel größer als jetzt und konnte im SitzungsSaal, wenn Schwörende vor dem grünen Tische standen, gesehen werden. Manchen Meineid soll das drohende Bild verhütet haben.

2.

Ein armer Brinkfischer auf einem Dorfe bei Hildesheim, dem seine einzige Kuh gefallen und sein Häuschen abgebrannt war, setzte Gott aus den Augen, verfiel in sündige Verzweiflung und ging mit einem Strick in's Holz, um sich zu erhängen. Er erkletterte eine Eiche, band den Strick um einen Ast, that sich die Schlinge um den Hals und sprang mit den Worten: „Nun denn in Gottesnamen“ von dem Zweige herab, auf welchem er ge-

standen. Knack! da riß das morsche Seil, und mein Bäuerlein kam unten auf den Rasen zu sitzen, ohne daß er sich beschädigt hätte. Verwundert blickte der Mann zum Baum hinauf und sah zu seinem Schrecken oben auf dem Zweige, um welchen er den Strick gebunden hatte, den Teufel sitzen, der sprach: „Dat Wort härrste man nich seggen sollen, ed woll deß bin Wickel kregen hebbhen!“ (Das Wort hättest du nur nicht sagen sollen, ich wollte dich bei'm Kragen gekriegt haben!). Da fühlte der Bauer mit Dank gegen Gott, welch grauser Gefahr er entgangen war, und gelobte geduldig auszuharren in Kreuz und Leiden.

3.

Die „Tönniesfresser“ und der ehrsame Rath.

Die Geschichte, welche wir nachstehend erzählen, begab sich in Hildesheim im Jahre 1498 und ist einer alten, bisher noch nicht durch den Druck bekannt gewordenen Handschrift entnommen. Sie spielt auf der Neustadt Hildesheim, welche sich im Mittelalter aus verschiedenen der alten Stadt nahe gelegenen Dörfern (unter andern aus dem Dorfe Lofebeck, weshalb die Neustädter auch Lofebecker genannt wurden) gebildet und ihren eigenen Rath und ihre eigene Verwaltung hatte. Oberherr der Neustadt und ihres wohlweisen Rathes, dem zwei Bürgermeister vorstanden, war neben dem Fürstbischofe der Domprobst. Dies zum Verständniß der nachfolgenden Uebersetzungen, welche sowohl kulturgeschichtlich interessante Seiten enthalten, als auch ein denkwürdiges Beispiel hohen, bürgerlichen Rechts- und Ehrgefühls bewahren.

Zur Zeit der hier erzählten Begebenheit war es noch allorts in Deutschland Gebrauch, daß am St. Antonii-Tage die Schweine durch ein großes Feuer gejagt wurden^{*)}, weil man des Glaubens lebte, der heilige Antonius bewahre die Schweine vor Seuchen, wenn man sie durch ein solches „Antoniusfeuer“ (Tönniesfür) treibe. — Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß man auch mit dem Namen Antoniusfeuer eine im Mittelalter stark grassirende Krankheit benannte, welche die Glieder der davon Befallenen schwärzte und ausdörrte, gleich als wären sie verbrannt. Gegen dieses Uebel wandte man sich ebenfalls an den heiligen Antonius um Hülfe, und Gaston, ein reicher Edelmann der Dauphiné, der, seiner frommen Ueberzeugung nach, bei den zu St. Didier la Mothe ruhenden Gebeinen des heiligen Antonius Hülfe gegen jene Krankheit, von welcher sein Sohn befallen war, gefunden hatte, stiftete aus Dankbarkeit im Jahre 1095 die Hospitälbrüderschaft St. Antonii zur Pflege der Kranken und Pilgrime, welche sich bis an das Ende des 18. Jahrhunderts als Orden der Antonier, Antonianer oder Antoniusherren erhalten hat.

Es befand sich nun in der Hildesheimer Neustädter Pfarrkirche St. Lamberti auch ein dem heiligen Antonius geweihter Altar, und außerdem hatte man, um sich der geneigten Fürsprache des Heiligen zu versichern, eine besondere Stiftung gemacht, nach welcher jährlich zwei Schweine — St. Antonii-Schweine, in damaliger niedersächsischer Mundart „Tönnies Farken“ oder „Tönnies Swyn“ genannt — gemästet, verkauft und der Erlös auf jenem Altar als Opfer niedergelegt wurde. Der Neustädter Rath beauftragte eine oder mehrere Personen mit dem Füttern und Mästen der Schweine, und außerdem wurde zwei andern Bürgern die Verpflichtung auferlegt, danach zu sehen, daß die Schweine gehörig verpflegt würden, und daß das dafür aufkommende Kaufgeld auch wirklich dem Heiligen als Opfer dargebracht werde;

^{*)} Dieser Brauch ist ohne Zweifel das verchristlichte „wilde Feuer“, welches noch jetzt hin und wieder zum Entsetzen der den heidnischen Aberglauben bekämpfenden pastores loci aufflammt; vergl. Grimm Mytholog. 572, B. Müller Altdeutsche Religion S. 142, meine Sagen und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim, Bd. 2, S. 135 und 184 u. a. m.